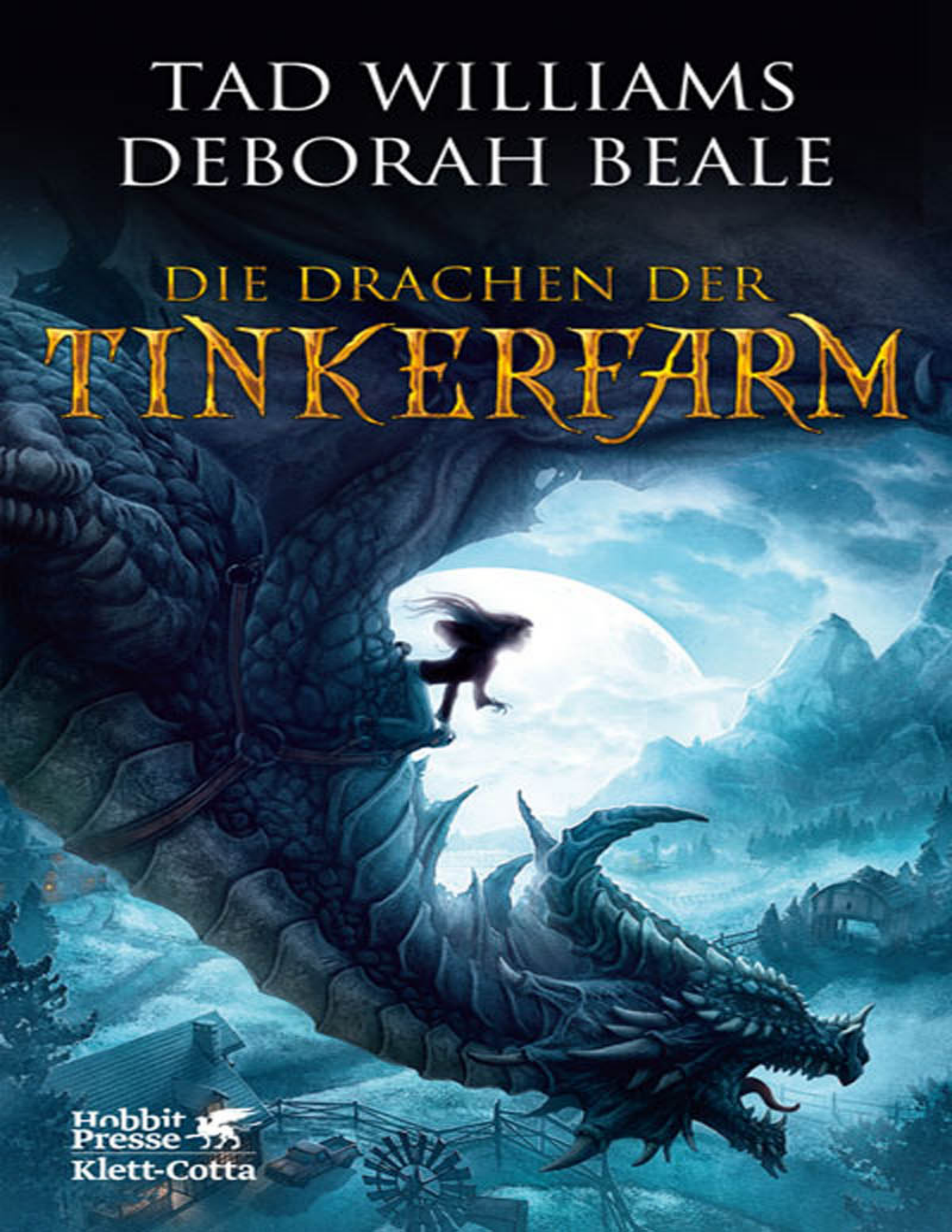


TAD WILLIAMS
DEBORAH BEALE

DIE DRACHEN DER
TINKERFARM

Hobbit
Presse
Klett-Cotta



TAD WILLIAMS
DEBORAH BEALE

DIE DRACHEN DER
TINKERFARM

Aus dem Englischen übersetzt
von Hans-Ulrich Möhring

KLETT-COTTA

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Speicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Besuchen Sie uns im Internet: www.klett-cotta.de/hobbitpresse

Hobbit Presse

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel »The Dragons of the Ordinary Farm«

First published by HarperCollins, New York 2009

Aus dem Englischen von Hans-Ulrich Möhring

Copyright © 2009 by Tad Williams and Deborah Beale

Für die deutsche Ausgabe

© 2009/ 2010 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten

Cover: HildenDesign, München, www.hildendesign.de

Coverillustration: © Kerem Beyit

Illustrationen: Jan Reiser, www.enter-and-smile.de

Printausgabe: ISBN 978-3-608-93821-0

E-Book: ISBN 978-3-608-10140-9

*Für Hazel Beale, Tracie Phillips, Lisa Storer und Joanne Clure
Mütter und Schwestern allesamt*

*Und für David Beale
Inzwischen eine Treppe höher
Aber wisst ihr was?
Er weiß es*

INHALT

Vorspiel

Eine Handvoll Knöchelchen

1 Eine Einladung an den König und die
Königin von Rumänien

2 Feuerspeiende Kühe und fliegende Affen

3 Der Mann mit dem falschen Namen

4 Der Krankenstall

5 Meseret

6 Heruntergefallene Muffins

7 Gewitterwolken mit Hörnern

8 Reptilien der besonderen Art

9 Tee mit der Lilienkaiserin

10 Bananenfresser

11 Nach Standard

12 Landarbeit

13 Neckisches Äffchen, tückisches Hörnchen

14 Die größte Mutter der Welt

15 Bezwinger des Großen Krebses

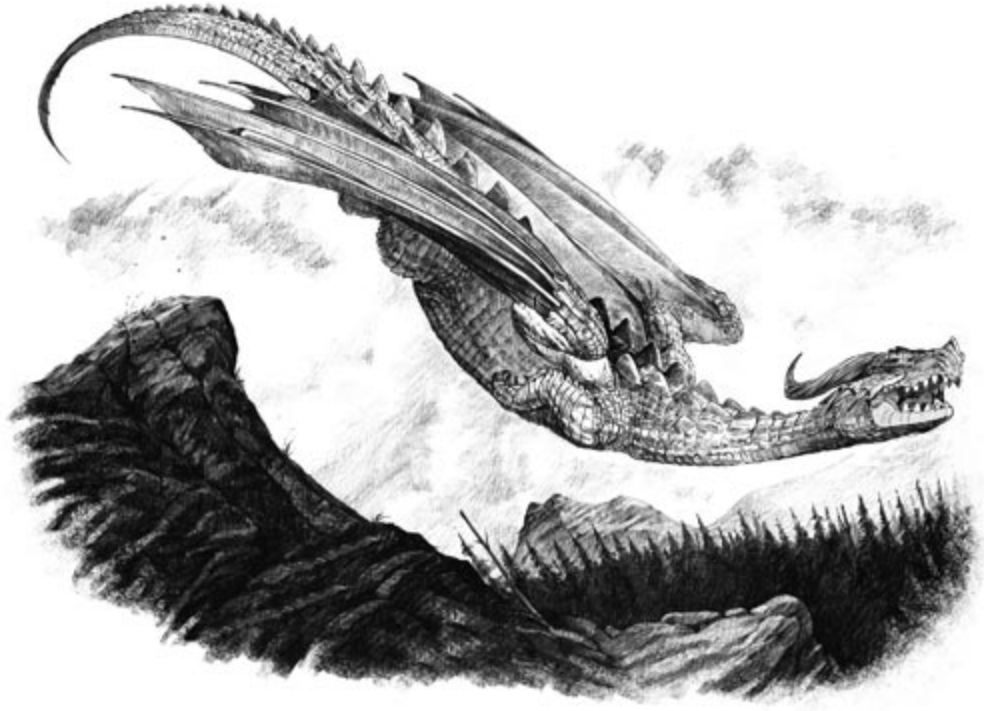
16 Humpty Dumptys Taschentuch

17 Kein Bleiben mehr

18 Ein Loch in der Welt

19 Der geheime Wächter

20 Letzte
21 Ein Schlag auf den Kopf
22 Erste Antworten
23 Entschwundene und Hinterbliebene
24 Hörnchen auf Hörnern
25 Ein Mutterherz
26 Die Kehtoilbib
27 Keine Tricks
28 Flug wider Willen
29 Der Teufelspakt
30 Aus dem Ei gepellt
31 Die normale Welt
Über den Autor und die Autorin



VORSPIEL EINE HANDVOLL KNÖCHELCHEN

Colin drückte vorsichtig die Klinke. Die Tür war wie erwartet fest verschlossen, aber er wollte ohnehin nicht hinein. Er ging auf die Knie und guckte durchs Schlüsselloch.

Seine Mutter, Gideon und Walkwell hatten eine Unterredung im Besprechungszimmer, wo das alte Buntglasfenster Eva im Garten Eden mit dem Apfel, dem Baum und der Schlange zeigte. Gideon hatte einmal gesagt, dass der Künstler, dessen Werk es war, an allem außer der Schlange wenig Interesse gehabt hatte, und das stimmte: Ihr langer Leib zog sich am oberen Rand entlang, die linke Seite hinunter und unten über die ganze Breite, und verglichen mit Eva und dem Baum leuchtete und funkelte sie wie die Schaufensterauslage eines teuren Juweliergeschäfts. Das Zimmer wurde kaum je benutzt – als Colin das letzte Mal darin gewesen war, hatte ihm der Staub in der Nase gekribbelt. Er wünschte sich sofort, er hätte

nicht daran gedacht, denn auf einmal bitzelte seine Nase, als ob ihn der Staub wie eine Wolke einhüllte. Wenn er jetzt nieste ... Er wollte gar nicht daran denken. Er durfte sich nicht noch einen Fehler leisten. Man konnte seiner Mutter vieles nachsagen, aber nicht, dass sie leicht verziehe.

Colin kniff sich die Nase zu und hielt den Atem an, um das Niesen zu unterdrücken. Die Strafen seiner Mutter sollten ihn »lehren, wie man sich anständig benimmt«, so jedenfalls bekam er es von ihr zu hören. Er hatte nie verstanden, was sie damit meinte. Für sein Gefühl lehrten sie ihn nur eines, nämlich wie schrecklich es war, erwischt zu werden.

Endlich bezwang er den Niesreiz – ein Sieg der Willenskraft. Er ließ seine Nase los und legte das Ohr ans Schlüsselloch.

»... Ich habe für den Sommer zwei Kinder auf die Farm eingeladen«, sagte Gideon gerade. »Es sind entfernte Verwandte, Nichte und Neffe zweiten oder dritten Grades oder wie so was gerechnet wird. Das ist vielleicht auch für Colin ganz gut, wenn hier mal Kinder sind.«

»Fremde«, knurrte Walkwell. »Das ist nie gut, Gideon.«

»Störer.« Colins Mutter sprach es ruhig aus, aber ihre Stimme war härter als gewöhnlich.

»Keine Störer«, versetzte Gideon mit seiner üblichen raschen Gereiztheit. »Verwandte von mir, wenn's recht ist.«

Walkwell, der Verwalter der Farm, sprach leise wie immer in seinem singenden Tonfall, dessen Schwanken zwischen Hoch und Tief Colin so willkürlich vorkam wie die Formen aufwehender Staubwirbel. Er musste sich anstrengen, um die nächsten Worte zu verstehen. »Aber warum diese Fremden herholen, Gideon, selbst wenn es Verwandte sind? Warum jetzt?«

»Das ist meine Entscheidung«, sagte Gideon unwirsch. »Wollt ihr euch gegen mich stellen?«

»Natürlich nicht!« Colin hörte, wie seine Mutter ihren Stuhl zurückschob und das Zimmer durchquerte. Ihre näher kommenden Schritte erschreckten ihn, so dass er beinahe weggerannt wäre, doch sie hielt ein gutes Stück vor der Tür an. Sie war nur aufgestanden, um Gideon die Schultern zu massieren, was sie häufig machte, wenn der Herr der Farm sich über etwas aufregte.

»Du hast bestimmt lange und gründlich darüber nachgedacht, Gideon, das wissen wir«, beruhigte sie ihn. »Aber wir beide verstehen es eben noch nicht, und dieser Hof liegt uns fast genauso am Herzen wie dir.«

»Ich weiß bald nicht mehr weiter.« Gideons Stimme klang rauh. »Mir geht das Geld aus. Ich bekomme Briefe ... von einem Anwalt. Drohbriefe. Ihr habt keine Ahnung, unter was für einem Druck ich stehe.«

»Dann erzähle uns davon«, sagte Colins Mutter. »Wir sind mehr als nur deine Angestellten, Gideon. Das weißt du.«

»Nein, das kann ich nicht. Und hör auf, dich in meine Angelegenheiten einzumischen!«

Weitere Erklärungen schien Gideon nicht abgeben zu wollen. So lief das meistens mit dem Alten, das kannte Colin schon. Ja, so war er: ein alter Mann mit blöden, egoistischen Geheimnissen.

Aber seine Geheimnisse beherrschen unser Leben!, dachte der Junge zornig. *Das ist nicht allein seine Farm – auch wir leben hier!*

Die große Vordertür des Hauses klapperte und ging auf. Colin sprang vom Schlüsselloch fort, huschte zur Treppe und betete, dass der Eintretende, wer es auch war, ihn nicht im Schatten erspähte. Sein Herz hämmerte so wild, dass er fast meinte, es könnte ihm eine Rippe brechen. Dann hörte er die Stimme leise auf Deutsch singen, und er zitterte nicht mehr ganz so stark. Es war nur Sarah, die Köchin, die irgendetwas durch die Diele in die Küche brachte. Eine andere Tür ging auf und zu, dann war es wieder still.

Colin klebte wieder am Schlüsselloch, als Gideon gerade sagte: »... sind Kinder. Ich bin froh darüber! Sie sind leichter zu kontrollieren.«

»Oder leichter in Gefahr zu bringen«, sagte Walkwell.

»Ihr begreift das nicht«, sagte Gideon. »Ich werde *verfolgt*, und das nicht zum ersten Mal. Aber ich werde diese Farm mit meinem Leben verteidigen – mit meinem Leben!«

Es wurde wieder still. Colin beobachtete, wie die Stäubchen in den Lichtstrahlen tanzten, die in die Diele fielen.

Es war seine Mutter, die schließlich das Wort ergriff. »Befürchtest du, jemand könnte dir die Farm wegnehmen? Es ist ein heikles Thema, ich

weiß, aber vielleicht ...« Obwohl sie mutig wie eine Löwin war, wie Colin wohl wusste, hatte sie spürbare Skrupel weiterzureden. »Vielleicht solltest du daran denken – nur einmal darüber nachdenken, wohlgemerkt –, dich wiederzuverheiraten.«

»Bist du von allen guten Geistern verlassen?«, brüllte Gideon. »Was fällt dir ein?« Auf einmal gab es ein allgemeines Stühleschurren, und Colin, darauf nicht gefasst, musste wieder mit einem Satz von der Tür verschwinden und im Schatten neben der Treppe Zuflucht suchen.

Die Zimmertür flog auf, und mit wehendem Bademantel und zornrotem Gesicht kam Gideon barfuß herausgestürzt. Dem ihm folgenden Walkwell sah man seine Emotionen so wenig an, wie man Gideons schon von weitem erkannte. Nachdem sie sich beide verzogen hatten, Gideon stampfenden Schritts in seine Gemächer und Walkwell zur Haustür hinaus und zurück an die Arbeit, erschien Colins Mutter und schloss die Tür des Besprechungszimmers so behutsam hinter sich, als käme sie von einem Krankenlager. Sie ging an Colin vorbei, ohne dorthin zu schauen, wo er sich im Schatten versteckte, und blieb vor der Tür stehen, die zur Küche führte.

»Colin«, sagte sie, ohne sich umzudrehen, »hast du nichts Besseres zu tun, als Erwachsenen nachzuspionieren?«

Nachdem sie durch die Tür getreten war, konnte er noch eine ganze Weile nur schwer atmend in der Ecke kauern, als ob sie ihm in den Bauch geboxt hätte. Schließlich richtete er sich auf und lief ihr nach, voller Selbstverachtung und doch außerstande, es nicht zu tun. Er würde es erklären, er würde ihr sagen, dass es nur ein Versehen gewesen war. Sie würde ihn sicher nicht wegen eines Versehens bestrafen, oder?

Doch, natürlich würde sie das. Das wusste er. Und sie würde auch wissen, dass es gar kein Versehen gewesen war, und wenn er noch so gut log. Das wusste sie immer.

Er würde ihr sagen, dass er nur versucht hatte, sie zu finden. Das stimmte sogar halbwegs. Seit mehreren Tagen hatte er sie kaum gesprochen, ja kaum gesehen. Manchmal war es, als hätte sie ganz vergessen, dass sie einen Sohn hatte.

Die Küche war leer – nicht einmal Sarah war da. Colin lief zur Tür hinaus, die in den Gemüsegarten führte. Das helle Licht draußen blendete ihn, und die Hitze war mörderisch. Der Frühling war noch nicht einmal vorbei, doch in Kalifornien war es seit kurzer Zeit ungewöhnlich heiß, geradezu unerträglich. Weiter hinten erblickte er seine Mutter, die trotz der brennenden Sonne flink und graziös durch den Garten glitt. Wie immer erstaunte ihn ihr Elan, und das Sehnen nach ihr überwog plötzlich alles andere.

»Mutter!«, rief er. »Bitte, Mutter!«

Sie musste ihn hören, sie war ja nur wenige Meter entfernt. Tränen traten ihm in die Augen, und ein Abgrund tat sich in Colins Brust auf, ein altes, nur zu bekanntes Gefühl. Sie eilte vor ihm über die freie Fläche zwischen den Gebäuden, eine Fata Morgana im Staub. Wohin wollte sie? In den Eichenwald weiter hinten? Ständig ging sie allein irgendwohin, in den Wald oder in das verfallene Treibhaus oder in Grace' altes Nähzimmer. Warum konnte sie nicht wenigstens einmal stehenbleiben und mit ihm reden?

»Mutter!«

Sein erstickter Schrei störte einige der Tiere im Krankenstall gleich um die Ecke auf. Sofort erfüllte Kreischen, Brüllen und Pfeifen die staubige Luft und hallte mit schmerzhaftem Dröhnen in Colins Schädel wider. Etwas stieß ein unheimliches Quäken aus, ein anderes Tier schnatterte und heulte, und wieder ein anderes ließ ein feuchtes Bellen hören wie ein Hund unter Wasser. Colin zog scharf die Luft ein und hielt sich gequält die Ohren zu. »Aufhören«, stöhnte er. »Aufhören!« Doch es hörte nicht auf, jedenfalls nicht gleich. Unruhig gewordene Vögel flogen aus den nahen Bäumen auf und schossen himmelwärts.

Schließlich klang der Lärm ab. Seine Mutter war ein kurzes Stück in den Eichenwald gegangen und stand jetzt mit dem Rücken zu ihm. Als er angestolpert kam, drehte sie sich um und gebot ihm mit einem Blick ihrer grauen Augen, still zu sein. Dann kehrte sie sich wieder der Eiche unmittelbar vor ihr zu, deren helle, trockene Äste in ihrem zackigen und verrenkten Wuchs an Blitze erinnerten. Die meisten der grünen Blätter

waren in der verfrühten Hitze bereits gewelkt, weshalb das Vogelnest hoch oben in einem Astknick nur schwer zu erkennen war.

Den Blick nach oben auf das Nest gerichtet begann seine Mutter, eine wortlose Weise zu singen. Colin verfiel augenblicklich ihrem Zauber, wie es ihm immer geschah, schon seit frühester Kindheit. Ihre Stimme war süß und gezogen wie warmer Honig. Colin wurden die Beine schwach.

Manchmal, wenn seine schöne, schreckliche Mutter sang, meinte er die Töne zu hören, mit denen die allerersten Menschenfrauen überhaupt ihre Kinder eingeschläfert und die Kranken getröstet hatten. Ihr Gesang war so zwingend, so liebevoll, dass er ihr alles verzieh, wenn sie ihn anstimmte.

Das Lied, das sie sang, funkelte wie klingendes Gold. Ein Vogel mit schwarzweißen Schultern und einem hübschen roten Köpfchen schlüpfte aus dem Nest und kletterte vorsichtig an der Rinde der Eiche nach unten, den Schwanz hierhin und dorthin schnippend. Er kuschelte sich kurz in sein eigenes Gefieder wie jemand, der sich in einem warmen Mantel verkriecht, dann flatterte er auf den ausgestreckten Finger von Colins Mutter, beugte die Knie, dass es aussah, als machte er einen Knicks und böte die prächtigen Flügel und Nackenfedern zum Zausen dar, und dabei wippte und wackelte er so komisch auf dem schlanken Finger wie ein Hündchen, das gestreichelt werden möchte.

»Lass mich den Vogel halten«, sagte Colin, bestrickt von der Macht seiner schönen Mutter. »Bitte ...«

Das Singen brach ab. Die Finger seiner Mutter schnappten zu wie eine Falle. In der plötzlichen Stille klang das Zerschlagen der Handvoll Knöchelchen laut wie ein Trommelwirbel. Seine Mutter öffnete die Finger wieder und ließ das zerquetschte Häuflein, dessen einer Flügel noch kläglich flatterte, zu Boden fallen.

Colin schlug sich die Hände vor den Mund. Er hätte es wissen müssen. Er hätte es wissen müssen!

»Geht es dir jetzt besser?«, schrie er sie an. Er wollte weglaufen, doch es ging nicht. Sein Blick wanderte von ihr zu dem sterbenden Vogel. »Geht es dir besser, wenn du das machst?« Er wollte das wirklich wissen, das war das Schreckliche. Als könnte es für eine solche Tat einen stichhaltigen

Grund geben und als könnte er, wenn er ihn wüsste, ihr doch wieder verzeihen.

Patience Needle richtete die klaren grauen Augen auf ihren Sohn. »Besser?«, sagte sie. »Ein wenig vielleicht.« Sie drehte sich um und ging mit forschen Schritten zum Haus zurück. »Komm mit, Colin, trödele nicht herum. Wir müssen uns noch eine passende Strafe für einen hinterlistigen kleinen Spion überlegen, nicht wahr?«



1

EINE EINLADUNG AN DEN KÖNIG UND DIE KÖNIGIN VON RUMÄNIEN

Ihr wollt wohl, dass ich gar kein eigenes Leben mehr habe, was?«, sagte Mama.

Tyler spielte mit seinem GameBoss und hatte es bis jetzt geschafft, sich nicht in den Streit hineinziehen zu lassen, aber seine große Schwester hatte noch nie den Mund halten können. Sie biss auf jeden Zankapfel an wie eine Forelle auf einen beköderten Haken.

»Na klar, Mama«, sagte Lucinda. »Kein eigenes Leben – was denn noch? Nur weil wir nicht wollen, dass du den ganzen Sommer über wegfährst und uns bei einer Frau abgibst, die nach Fisch riecht und deren Kinder Popel fressen?«

»Siehst du, so machst du es immer, Herzchen«, erwiderte ihre Mutter. »Immer musst du übertreiben. Erstens ist es nicht der ganze Sommer, es sind nur ein paar Wochen Single-Urlaub. Zweitens riecht Mrs. Peirho gar nicht die ganze Zeit nach Fisch. Das hat sie nur den einen Tag, wo sie so was kochte, irgendwas Portugiesisches.« Mama schlenkerte ihre Finger, damit die Nägel trockneten. »Und ich weiß nicht, was du gegen diese Jungs hast. Sie sind beide richtig gut in der Schule. Martin fährt ins Computercamp und überhaupt. Ihr könntet was von ihnen lernen.«

Lucinda verdrehte die Augen. »Martin Peirho sollte den Rest seines Lebens im Camp verbringen – nirgendwo anders erlauben sie dir, deinen Namen in die Unterhosen zu schreiben.«

Tyler stellte *SkullKill* lauter, doch er wusste, es würde ihm nichts nützen. Wenn Mama und Lucinda sich stritten und er sie mit Lautstärke zu übertönen versuchte, wurden sie bloß ihrerseits lauter. Es war schon ohne das Keifen im Hintergrund schwer genug, mit blitzschnellen Vampirgnomen und fliegenden Batbots fertigzuwerden.

»Herrje, Tyler, stell das Ding leiser!«, schrie Mama. »Nein, stell es ab! Wir müssen Familienrat halten. Sofort!«

Tyler stöhnte. »Magst du uns nicht lieber Schläge geben?«

Da wurde Mama richtig böse. »Als ob ich euch *jemals* schlagen würde! Passt bloß auf, dass ihr solche Sachen nicht vor Mrs. Peirho und ihrer Familie sagt – die denken sonst, ich bin eine Rabenmutter.« Sie stampfte zur Tür. »Ich hole die Post. Wenn ich wiederkomme, will ich, dass ihr zwei auf der Couch sitzt und mir zuhört.«

Tyler seufzte. Er überlegte, ob er einfach abhauen und zu Todd gehen sollte. Was konnte ihn daran hindern? Mama würde ihn *natürlich* nicht schlagen, und wenn sie anfang zu schimpfen, würde er es schon überleben. Außerdem war er sich ziemlich sicher, dass er alles, was ihr in der Beziehung einfiel, schon x-mal gehört hatte.

Er warf einen Blick auf seine ältere Schwester. Sie saß auf der Sofakante, die Arme um sich geschlungen und vorgebeugt, als ob sie Bauchweh hätte. Die Verzweiflung war ihr ins Gesicht geschrieben. »Du willst doch

genauso wenig bei den Peirhos bleiben wie ich, Tyler«, sagte sie zu ihm.
»Warum sagst *du* nicht mal was?«

»Weil es nichts bringt.«

Mama hatte ihr Ich-bin-ganz-ruhig-Gesicht aufgesetzt, als sie zurückkam, die Hände voller Prospekte und Rechnungen. Sie setzte sich mit der Post im Schoß in den Sessel. »Also, fangen wir noch mal von vorn an, ja? Statt dass wir uns anschreien, weil ihr dies nicht wollt und das nicht wollt, sollten wir vielleicht darüber reden, was sich aus dieser Situation Gutes ergeben könnte.«

»Wann«, sagte Lucinda, »hätte sich für diese Familie aus irgendeiner Situation jemals etwas Gutes ergeben?«

Mamas Gesicht verdüsterte sich. Tyler machte sich auf den nächsten Ausbruch gefasst – wahrscheinlich würde es ihm noch leid tun, dass er dageblieben war. Doch zu seinem Erstaunen schlug Mama die zugekniffenen Augen wieder auf und versuchte sogar zu lächeln. »Ja, ich weiß, ihr habt es schwer, seit euer Vater und ich geschieden sind. Natürlich habt ihr das ...«

Tyler blies in die Luft. Was nützte es, darüber zu reden? Durch Reden kam Papa nicht wieder und wurde Mama nicht glücklicher, auch wenn sie das glaubte. Durch Reden wurde Lucinda nicht wieder zu der älteren Schwester, die ihm am Anfang, als Papa frisch ausgezogen war, was zu essen kochte, die ihm Makkaroni mit Käse machte und sie an den Abenden mit ihm aß, an denen Mama nur vor dem Fernseher hängen und heulen konnte.

»... Und natürlich ist es schwierig für Kinder, wenn ihre Mutter ein wenig Zeit für sich selbst haben möchte«, sagte Mama.

Tyler spürte, wie Lucinda am anderen Ende des Zimmers dagegen ankämpfte, gleich wieder loszuschreien.

»Es ist eine Feriensiedlung für Singles«, fuhr ihre Mutter fort, »es ist nichts Anrühiges. Es ist ein sicherer und netter Rahmen, um jemanden kennenzulernen.«

Lucinda verlor den Kampf mit sich selbst. »Gott, warum bist du bloß so im Druck, Mama? Das ist ja widerlich.«

Tyler sah, wie Mamas Gesicht erschlaffte und einfiel, und sein Magen zog sich zusammen. Zur Zeit hatte er manchmal das Gefühl, seine Schwester zu hassen. Auch Lucinda sah Mamas veränderte Miene, und Scham flammte in ihrem Gesicht auf, doch es war zu spät: Es war nun einmal heraus.

Mama begann, die Post durchzuschauen, aber sie wirkte mit einem Mal alt und ausgelaugt. Tyler fühlte sich schrecklich. Sie war vielleicht nicht die tollste Mutter der Welt, aber sie tat ihr Bestes – sie kam nur manchmal ein bisschen aus der Spur.

»Rechnungen«, sagte Mama und seufzte. »Das ist alles, was wir kriegen.«

»Warum können wir nicht zu Papa gehen?«, fragte Tyler unvermittelt.

»Weil euer Vater im Moment mit seiner neuen Familie in einer sehr kritischen Phase ist – jedenfalls sagt er das.« Sie kniff die Augenbrauen zusammen. »Ich persönlich glaube, es liegt daran, dass diese Frau ihn völlig um den Finger gewickelt hat.«

»Er will uns nicht haben, und du willst uns nicht haben«, klagte Lucinda. »Unsere Eltern leben, und trotzdem sind wir Waisen.«

Tyler beobachtete fast bewundernd, wie Mama sich erneut zusammennahm – sie las zur Zeit wohl wieder diese Elternzeitschriften. »Natürlich will ich euch haben«, sagte sie. »Und ich verstehe, dass ihr zwei sauer seid. Aber ich hab's auch nicht leicht, seit euer Vater weg ist. Ich kann euch nicht den Vater ersetzen. Und wie soll ich jemand anders finden, wenn ich die ganze Zeit zu Hause im Bademantel rumsitze und mich bloß mit meinen Kindern streite?«

»Aber warum *musst* du jemanden finden?«, fragte Lucinda. »Warum?«

»Weil es rauh zugeht in der Welt da draußen. Und weil ich mich manchmal einsam fühle, versteht ihr?« Mama schaute sie beide mit ihrem aufrichtigsten tapferen Tränenrunterschluckblick an. »Könnt ihr zwei mir nicht ausnahmsweise mal helfen?«

»Indem wir verschwinden?«, brauste Lucinda abermals auf. »Indem wir nach Schloss Stinkefuß ziehen und den ganzen Sommer Martin und

Anthony dabei zuschauen, wie sie *Star Wars* spielen und abwechselnd Milch aus der Nase drippeln lassen?«

»Herrje!« Mama verdrehte die Augen. »Für wen haltet ihr euch, für den König und die Königin von Rumänien? Könnt ihr nicht *einmal* etwas tun, das nicht haargenau nach dem Wunsch eurer Majestäten ist?« Sie stutzte und überflog den offenen Brief auf ihrem Schoß. »Gideon? Ich kenne keinen Onkel Gideon.«

Lucinda hatte sich den Hauskater auf den Schoß genommen und hielt ihn fest, obwohl ihm das nicht sonderlich zu behagen schien. Wenn Lucinda schlecht drauf war, streichelte sie den Kater so heftig, dass sie ihm eines Tages, dachte Tyler, wahrscheinlich das Fell herunterrubbeln würde. »Können wir nicht bei jemand anders unterkommen?«, fragte sie. »Warum kann ich nicht zu Caitlin gehen? Ihre Eltern sind einverstanden.«

»Weil sie nicht genug Platz haben, um Tyler auch zu nehmen, und dass er allein zu den Nachbarn muss, kommt gar nicht in Frage«, sagte Mama, las dabei aber den Brief und gab gar nicht richtig acht. Zwischendurch warf sie einen Blick auf den Umschlag.

Tyler verzog das Gesicht. »Ich gucke lieber Martin Peirho beim Popelfressen zu, als dass ich den ganzen Sommer rumsitze und mir anhöre, wie du und Caitlin über Jungs redet.« Seine Schwester und ihre Freundinnen laberten die ganze Zeit nur über Musiker und Schauspieler im Fernsehen, als ob sie sie persönlich kennen würden, und über Jungen in der Schule, als ob sie die Musiker und Schauspieler im Fernsehen wären – »*Ach, ich glaube nicht, dass Barton schon wieder bereit ist für eine echte Beziehung, er ist immer noch nicht über Marlee hinweg.*« Tyler kotzte das an. Er wünschte, es gäbe ein Spiel, bei dem man doofe, künstliche Promitypen jagen und sie alle in Fetzen ballern konnte. Das wäre *geil*.

»Hm, vielleicht bleibt euch beides erspart.« Mama hatte den seltsamen Blick, den sie immer bekam, wenn sie eine gute Nachricht hörte, die sie nicht recht glauben konnte, wie damals, als Tylers Lehrerin ihr erzählte, wie gern sie Tyler bei sich in der Klasse hatte, wie sehr er sich in Mathe anstrengte und wie gut er am Computer war. Tyler war stolz gewesen, aber weil seine Mama so überrascht tat, hatte er sich gleichzeitig gefragt,

ob sie ihn eigentlich für bescheuert hielt oder was. »Anscheinend habt ihr einen Großonkel Gideon. Gideon Goldring. Von meines Vaters Seite, vermute ich. Wenn ich jetzt darüber nachdenke, kann ich mich vage an ihn und Tante Grace erinnern. Aber er ist doch tot, oder?« Sie merkte wohl, dass sich das ziemlich unsinnig anhörte. »Das heißt, ich dachte, er wäre tot. Ist schon Jahre her ... Hier steht, dass er Farmer ist und ein großes Anwesen in der Mitte von Kalifornien hat, und er möchte, dass ihr ihn besuchen kommt. Standard Valley heißt der Ort. Ich weiß gar nicht genau, wo das ist ...« Sie verstummte.

»Nie gehört«, sagte Lucinda. »Wer ist dieser Gideon? Irgendein verrückter alter Verwandter, und du willst uns jetzt einfach bei ihm abladen?«

»Nein, er ist nicht verrückt.«

»Aber das weißt du doch gar nicht!«

»*Schluss jetzt*, Lucinda! Jetzt lass mich das mal in Ruhe lesen! Geduld hast du offenbar von deinem Vater gelernt.« Mama betrachtete den Brief. »Hier steht, dass er schon seit längerem vorgehabt hat, sich mit mir in Verbindung zu setzen, weil wir fast die Letzten aus der Familie sind. Er sagt, es tut ihm leid, dass er mich nicht schon früher kontaktiert hat. Und er sagt, wie er hört, habe ich zwei entzückende Kinder. Ha!« Mama bemühte sich, sarkastisch zu lachen. »Das steht hier wirklich. Ich frage mich, wer ihm *den* Klops aufgetischt hat. Und er will wissen, ob sie, das heißt ihr diesen Sommer kommen und etwas Zeit bei ihm auf der Farm verbringen könnt.« Sie sah auf. »Na? Damit wären alle unsere Probleme gelöst, nicht wahr?«

Lucinda starrte sie entsetzt an. »Eine *Farm*? Da wären wir Sklaven, Mama! Du kennst diesen Mann ja nicht mal, das hast du selbst gesagt. Vielleicht ist er in Wirklichkeit gar nicht dein Onkel. Vielleicht will er sich bloß Kinder angeln, damit sie für ihn bis zum Umfallen Kühe und Schweine melken und so.«

»Ich bin mir ziemlich sicher, dass er mit eurem Großvater verwandt ist. Und Schweine kann man nicht melken.« Mama wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Brief zu. »Glaube ich jedenfalls.«

»Jetzt willst du uns also auf irgend so eine ... Todesranch schicken«, nölte Lucinda leise vor sich hin, dann ließ sie sich die Haare vors Gesicht fallen und schlang wieder die Arme um sich.

Tyler mochte solche Szenen nicht, aber er konnte sich mit dem Gedanken so wenig anfreunden wie seine Schwester. »Keine Ranch. Eine Farm.« Plötzlich fiel ihm ein Bild ein, das er in seinem Geschichtsbuch gesehen hatte, ein verfallender Schuppen mitten in einer riesigen Staubwüste irgendwo in Amerika, öd und leer wie die Oberfläche des Mondes. »M-m. Kommt nicht in die Tüte.« Er glaubte nicht, dass es auf Farmen Internet gab. Von GameBoss und *SkullKill* hatten die wahrscheinlich noch nicht einmal gehört. »Ich werde *um keinen Preis* den ganzen Sommer auf irgendeine langweilige Farm gehen.« Er verschränkte die Arme vor der Brust.

»Sei doch nicht so engstirnig«, sagte Mama, als ginge es um die Frage, ob er so was Ekliges wie fritierte Calamari nicht wenigstens mal probieren wollte, und nicht darum, einen ganzen Sommer versaut zu bekommen, der damit fürs Leben verloren wäre. »Wartet ab, am Ende macht es euch noch Spaß. Ihr könntet ... auf einem Heuwagen fahren. Ihr könntet vielleicht sogar etwas lernen.«

»Klar«, sagte Lucinda. »Lernen, wie man von Hühnern totgepickt wird. Lernen, wie Leute die Gesetze gegen Kinderarbeit brechen.«

Tyler beugte sich vor, riss Mama den Briefumschlag aus der Hand und musterte die gedrängte Handschrift. Auf der Rückseite waren unter dem Namen *Tinkerfarm* zwei kunstvoll ineinandergeschlungene altmodische Buchstaben – O und F, wie es aussah – und ein Absender, der die beiden Buchstaben erklärte und seine schlimmsten Befürchtungen bestätigte.

»Mama, sieh dir das an!«, rief er und hielt ihr das Kuvert hin. »O Gott, was für ein Name! *Ordinary Farm!*«

»Ja, klingt doch nett, nicht?«, sagte sie.



FEUERSPEIENDE KÜHE UND FLIEGENDE AFFEN

Mama hatte es derart eilig, sie zum Bahnhof zu bringen, dass Lucinda ihren Fön vergaß. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie sie ohne Fön über den Sommer kommen sollte, und sie war sich ziemlich sicher, dass es so etwas Modernes und Nützliches auf einer stinkigen alten Farm irgendwo am Ende der Welt nicht gab.

»Reg dich deswegen nicht groß auf«, erklärte ihr Tyler, als sie über den Bahnhofsparkplatz gingen. »Da wird's nicht mal Strom geben.«

Auf dem Weg zum Bahnsteig, wo laut der Anzeigetafel der Zug nach Willowside abfahren sollte, sah Mama dreimal auf die Uhr. »Sag mal«,

maulte Lucinda, »würde es dich wirklich umbringen, wenn du zu diesem Single-Dings ein paar Minuten zu spät kommen würdest? Wahrscheinlich siehst du deine Kinder nie wieder, weil wir von irgendeiner landwirtschaftlichen Maschine verhackstückt werden.«

»Zufällig reise ich erst morgen früh ab«, sagte Mama. »Ich will nur nicht, dass ihr den Zug verpasst.« Sie zog an einem von Tylers Rucksackgurten, damit er sich schneller bewegte, doch er entriss ihn ihr wieder. »Es ist der einzige in den nächsten Tagen, der in Standard Valley hält, es kann keine sehr große Stadt sein. Oh, gut, da steht er. Kommt, Kinder, gebt mir einen Kuss! Vergesst nicht, zu schreiben und mir alles zu berichten. Ich werde Mrs. Fleener von nebenan die Adresse der Feriensiedlung geben, damit sie mir eure Post nachsendet.«

»Das heißt, wenn wir dir schreiben, dass wir Gefangene einer Satanistensekte sind und sie uns schlachten wollen, dann erfährst du das, wann, zwei oder drei Wochen später?«, fragte Lucinda nur halb im Spaß. Ihr war, als würden sie wie Hänsel und Gretel im Wald ausgesetzt.

»Sehr witzig.« Mama schüttelte den Kopf. »Wenn ihr aufhören würdet, euch ständig zu beschweren, hättet ihr vielleicht sogar Spaß. So, und jetzt will ich meinen Kuss haben.«

Lucinda küsste ihre Mutter auf die Backe, obwohl sie ihr böse war, nur für den Fall, dass sie sich tatsächlich nie wiedersähen. Sie glaubte zwar nicht, dass sie von so was wie einem Heumäher zermanscht werden würden, aber warum auch immer, ihr war bang und traurig zumute, und die Tatsache, dass sie groß geworden war und Mama sich nicht mehr bücken musste, um sie zu küssen, machte es nur noch schlimmer.

»Beeilt euch, Kinder! Ach, hier ist übrigens noch etwas, das Onkel Gideon euch geschickt hat, hätte ich fast vergessen.« Mama reichte Tyler das in braunes Papier eingeschlagene Paket, weil er am nächsten stand, und als die zwei in den Zug stiegen, warf sie jedem von ihnen tapfer strahlend eine Kusshand zu. Im Abteil trat Lucinda ans Fenster. Mama winkte ihr, als der Zug anfuhr. Lucinda winkte zurück, doch sie fühlte sich dabei wie ein doofes kleines Kind, das im Einkaufszentrum in der Weihnachtsmannschlange steht, obwohl es dafür zu alt ist.

Wir haben nicht einmal Brotbröcklein dabei, die wir ausstreuen können, dachte sie bedrückt, während der Bahnhof hinter ihnen verschwand. *Und es wird sowieso niemand nach uns suchen kommen.*

Der Zug war alt. An den Wagenwänden blätterte die Farbe ab, und die Sitze waren, schien es, von den vielen Hinterteilen der letzten hundert Jahre durchgesessen und zerknautscht. Bei dem Gedanken hätte Lucinda am liebsten den ganzen Weg gestanden, aber Mama hatte gesagt, bis Standard Valley wären es mindestens fünf Stunden, und so setzte sie sich mit ihrem Bruder auf die freien Plätze, die am wenigsten eklig aussahen. Das Abteil war recht gut besetzt, überwiegend von Leuten, deren Anziehsachen ihnen nicht richtig passten oder die den Eindruck machten, dass Englisch für sie eine Fremdsprache war. Viele sahen ziemlich elend aus. Aber vielleicht lag das auch daran, dass *sie* sich so fühlte.

Manchmal wünschte Lucinda wirklich, sie könnte irgendwie aufhören, immer so traurig und wütend zu sein.



Sie waren schon eine ganze Weile gefahren, bevor ihnen das Päckchen einfiel, das Mama ihnen mitgegeben hatte. Tyler hing an seinem GameBoss Portable – er liebte das Ding und konnte stundenlang damit spielen, taub und blind für die Außenwelt. Lucinda hatte die Augen geschlossen und dachte neidisch an die Sommerferien, die ihre Freundinnen haben würden. Caitlin und ihre Familie wollten zum Wasserskifahren, Schwimmen und Wandern an den Tyner Lake, und Trina und Delia blieben zwar zu Hause, aber konnten dafür in die Stadt gehen *und* Gitarrenunterricht nehmen. Die beiden würden wahrscheinlich Musiker werden und eines Tages beim Fernsehen landen, wo sie dann mit den ganzen anderen berühmten Leuten zusammensein und in Werbespots auftreten konnten, während Lucinda den Rest ihres Lebens Schafe scheren würde ...

»Das ist ja komisch«, sagte Tyler. Er hatte sich an das Päckchen erinnert und es ausgepackt.

»Was?«

»Da liegt ein Zettel drin. Darauf steht: ›Lucinda und Tyler, bitte lest dies aufmerksam durch. Es könnte euch das Leben retten.‹ Was soll denn *das* bedeuten?«

»Wo liegt ein Zettel drin?«

»In diesem Buch von Onkel Dingsbums.«

»Gideon.«

»Hä?« Tyler hatte angefangen, in dem Buch zu blättern.

»Egal.« Sie äugte mit halbem Interesse hinüber, doch es sah nicht wie ein richtiges Buch aus. Zum Beispiel hatte es einen Papierumschlag, als ob es jemand in einem Kopierladen gemacht hätte.

Lucinda beobachtete, wie die letzten Häuser eines Städtchens am Zugfenster vorbeizogen. *Vom Zug aus ist alles hässlich*, dachte sie. Man konnte den Leuten in den Garten gucken, und immer hing Wäsche an der Leine und stand für die Kinder eine armselige, rostige alte Schaukel herum.

Etwas huschte so rasch am Fenster vorbei, dass Lucinda zusammenzuckte. Es hatte tatsächlich die Scheibe gestreift, glaubte sie – ein Vogel wahrscheinlich.

»Haben Kühe einen Feueratem?«, fragte Tyler.

Sie brauchte einen Moment, bis sie verstand, was er gesagt hatte. »Was redest du da?«, sagte sie schließlich.

»Beantworte einfach die Frage.«

»In echt?« Sie runzelte nachdenklich die Stirn. Sie wusste im Grunde nicht viel über Kühe. Milch. Unten dran eklige Hängedinger, aus denen die Milch kam. Machten »muh«. Standen auf Feldern rum. Fraßen Gras. Nichts von alledem hatte irgendetwas mit Feuer zu tun. »Nein«, sagte sie.

»Natürlich nicht.«

»Mann, das ist echt ein komisches Buch.« Lucinda wollte hineinschauen und griff danach, doch er riss es ihr wieder weg. »Lass los! Ich hab's zuerst gehabt.«

Sie war zu deprimiert, um zu streiten. Zum Streiten würden sie später ohnehin noch genug Zeit haben – den ganzen Sommer, genau gesagt. Sie legte die Füße auf ihren Koffer und nahm sich das braune Packpapier, das er beiseite geworfen hatte. Die saubere Handschrift war anders als das

enge Gekrakel in dem Brief von neulich, den sowohl sie als auch Tyler mehrmals gelesen hatten, um sich ein Urteil darüber zu bilden, ob dieser Farmbesuch wirklich so schlimm werden würde, wie sie dachten, oder noch schlimmer. Das Päckchen war adressiert an »Herrn Tyler Jenkins und Fräulein Lucinda Jenkins«, was so beknackt war, dass sie fast gelacht hätte. Am unteren Rand stand in Großbuchstaben: »ERST ÖFFNEN, WENN IHR IM ZUG NACH STANDARD VALLEY SITZT!« Auf die Rückseite war das gleiche »OF« gestempelt wie auf den Brief.

Andere Handschrift. Was hatte das zu bedeuten? Dass ihr überraschend aufgetauchter Großonkel nicht der einzige Verrückte war, mit dem sie es zu tun haben würden?

»He, hör mal«, sagte Tyler. »Das ist der Wahnsinn. ›Selbst bei der ganz alltäglichen Versorgung und Fütterung darf man nie vergessen, dass diese Tiere groß und gefährlich sind. Schon ein Rülpsen von einer satten Kuh kann eine Stichflamme von zwei Metern werfen. Viele Kuhhalter haben daran erst gedacht, nachdem sie sich schwere Verbrennungen zugezogen hatten. Feuerschutzanzüge und andere Spezialausrüstung sind für alle Arbeiten geraten ...‹« Er wandte sich seiner Schwester zu. »Das heißt, die können Feuer rülpsen!«

»Was redest du da? Steht das wirklich da drin – dass es flammenspeiende Kühe sind?« Jetzt wurde sie langsam richtig nervös. »Dieser Kerl ist echt verrückt. Wir müssen aus diesem Zug raus.«

»Asbest? He, man muss Handschuhe aus Asbest anziehen, wenn man die Kühe füttert.«

Lucinda schüttelte den Kopf. »Kann ich mir nicht vorstellen. Lass mich mal gucken.«

»Jetzt hab *ich* es.«

»Gib her oder du kriegst nichts von dem Geld ab, das Mama mir für Essen gegeben hat.«

»Das ist nicht dein Geld!«

»Das ist auch nicht nur dein Buch. Es ist an uns beide adressiert.« Er starrte sie finster an. »Komm schon, Tyler, lass mich mal gucken. Das macht mir Angst.«

Er behielt die finstere Miene noch einen Moment bei, dann gab er es ihr. Es war biegsam und schwer, und es sah wirklich so aus, als ob jemand in einen Copyshop gegangen wäre und es selbst hergestellt hätte. Auf dem Einband, der aus noch billigerem Papier war als der Rest, stand:

Haltung und Fütterung von Kühen
von
Gideon Goldring.

Sie schlug es auf. Auf der ersten Seite las sie:

Manche werden sich fragen, warum ich dieses Buch schreibe, da doch so wenige Leute jemals eine Kuh auch nur zu Gesicht bekommen werden, von halten gar nicht zu reden. Aber das hierin enthaltene Wissen ist hart erworben und sollte nicht verlorengehen. Ich bin kein junger Mann mehr, und es könnte sein, dass ich nicht mehr dazu kommen werde, meine sämtlichen Kenntnisse an einen Nachfolger weiterzugeben. Deshalb schreibe ich dies in der Hoffnung nieder, dass es künftigen Haltern beschieden sein möge, ihre Kühe nicht nur überleben, sondern auch gedeihen und fliegen zu sehen.

»Fliegen?« Lucinda sah Tyler an. »Der ist verrückt! Der ist echt verrückt!«

»Wem sagst du das? Warte nur, bis du an die Stelle kommst, wo's darum geht, sie zu fangen – in den Baumwipfeln Netze zu spannen und so Zeug.«

Lucinda sah sich die Seite genauer an. »Moment mal. Da stand vorher gar nicht ›Kuh‹, glaube ich.« Sie rieb mit dem Finger über das Papier. »Vor dem Kopieren ist jemand das durchgegangen und hat über irgendein anderes Wort immer ›Kuh‹ geschrieben. Guck, es ist kürzer als das ursprüngliche Wort. Links und rechts ist ein größerer Abstand.«

»Ja, du hast recht – hier und hier auch. Und hier.« Tyler blätterte zwei Seiten weiter. »Überall, wo ›Kuh‹ steht, stand vorher was anderes.« Er blickte seine Schwester an. »Was soll das?«

»Keine Ahnung. Ich überlege gerade, ob wir genug Geld haben, um nach Hause zu kommen, wenn wir am nächsten Halt aussteigen.« Sie nahm das Geld aus ihrem Portemonnaie und zählte nach. »Zwanzig Dollar. Meinst du, das reicht? Es reicht nicht.«

»Es reicht für was zu essen und zwei Cokes.«

Wieder zischte draußen etwas am Fenster vorbei, ein kleiner Schattenstreif, doch als Lucinda aufblickte, sah sie nichts als das dürre kalifornische Tal, das endlos an ihnen vorbeiglitt. »Ich verstehe Mama nicht«, sagte sie. »Schickt uns einfach zu irgendeinem Verrückten, der glaubt, dass Kühe Feuer speien, und gibt uns nicht mal genug Geld mit, um wieder heimzukommen, wenn er uns umzubringen versucht! An der nächsten Station rufe ich sie an, dass sie kommt und uns holt.«

Tyler lachte, doch es klang nicht heiter. »Dann fang lieber gleich an, dein *Star-Wars*-Wissen aufzupolieren, denn sie wird uns umgehend zu den Peirhos verfrachten. Martin und Anthony werden dich den ganzen Sommer damit löchern, was Boba Fett für Unterhosen trägt.«

Lucinda schauderte. Sie bekam immer zu hören, sie sei zu negativ – ihre Lehrer fragten sie sogar, warum sie nie mal versuche, die Dinge positiv zu sehen –, aber dies hier bewies unumstößlich, dass man noch so schlimme Erwartungen haben konnte, am Ende kam alles immer *noch schlimmer*.

Ausnahmsweise hatte Tyler recht. Alles Zetern half nichts. Es gab kein Entrinnen. »Na schön«, sagte sie, »vermutlich ist es weniger furchtbar, von einem explodierenden Kuhfeuerball getötet zu werden, als den Peirho-Zwillingen und ihren kämpfenden Actionfiguren zusehen zu müssen.«

Tyler lachte. Lucinda ging es fast schon wieder ein bisschen besser. Da streifte abermals etwas ans Fenster, und diesmal hob sie gerade noch rechtzeitig den Kopf, um am oberen Rand ein höchstens kiwigroßes haariges Köpfchen zu erblicken, das zu ihr hereinschaute. Im ersten Moment wirkte es noch bizarrer, als es ohnehin war, weil der Mund oben und die Augen unten waren, bis sie begriff, dass das Wesen offenbar kopfunter am Zug hing wie eine Fledermaus und sie ansah. Sie meinte sogar, die Spitze eines ledrigen Flügels zu erspähen, der an die Scheibe drückte. Aber es war keine Fledermaus.

»Tyler ...« Mit der Gewissheit, dass es verschwinden würde, sobald sie wegschaute, starrte sie es unverwandt an. »Tyler, da ist ein *Affe*.« Die Erscheinung verschwand trotz Hinschauen. Plötzlich war sie fort, weggeblasen wie ein Blatt von der Windschutzscheibe eines Autos.

»Klar, und das bist du«, erwiderte er, ohne sie zu beachten. »Sag mal, meinst du wirklich, wir kriegen explodierende Kühe zu sehen? Wie in *FarmFrag*?« Er grinste, dann steckte er sich die Ohrenstöpsel ein und sagte viel zu laut: »*Vielleicht wird der Sommer ja doch noch okay. Ich hab noch nie eine echte Kuh hochgehen sehen!*«

Alle Augen im Abteil richteten sich auf Lucinda und ihren Bruder. Sie schrumpfte auf ihrem Sitz zusammen und hielt sich das sonderbare Buch vors Gesicht. Hatte sie sich das eben nur eingebildet? Sie war sich eigentlich verdammt sicher, dass es so etwas wie fliegende Affen nur im Kino gab.

Und so etwas wie feuerspeiende Kühe gab es natürlich auch nicht. Lucinda versuchte, sich auf die Worte im Buch zu konzentrieren, doch es gelang ihr nicht. Immer wieder ging ihr die Frage durch den Kopf, ob der vor ihr liegende Sommer so langweilig werden würde, wie sie anfangs gedacht hatte, oder der totale Horror oder irgendwie beides zugleich.



3

DER MANN MIT DEM FALSCHEN NAMEN

Das Stationsschild an ihrem Bahnhof war alt und ramponiert. Zwei Buchstaben fehlten. WILLKOMMEN IN TANDARD ALLEY.

Tyler wischte sich den Schweiß von der Stirn und zog dann wieder die Baseballmütze über seine strubbeligen braunen Haare. Im Zug war es so heiß gewesen, dass er ganze drei Cokes getrunken hatte, aber hier war es noch heißer.

Jetzt nach der Abfahrt des Zuges war der Bahnsteig leer. Tyler hatte den Eindruck, dass sie beide die einzigen Menschen in dem winzigen Städtchen waren.

»Wo ist denn Onkel Gideon?«, fragte Lucinda. Sie gingen durch das leere Bahnhofshäuschen und schauten auf die menschenleere Straße. Ein paar Häuser und Geschäfte waren zu sehen, aber keine Leute davor – was

Tyler ihnen nicht verdenken konnte. »Oder sollen wir vielleicht zu Fuß zu dieser dämlichen Farm laufen und an Hitzschlag sterben?«, klagte sie.

»Irgendjemand wird uns schon abholen kommen«, sagte Tyler und blickte sich um. Im Bahnhof gab es nur einen Schalter und zwei Fahrkartenautomaten, aber drinnen war es kühler als auf dem Bahnsteig. »Jedenfalls hat Mama das gesagt.«

»Die war doch in Gedanken schon ganz woanders.« Lucinda strich sich ihre feuchten Strähnen aus den Augen. »Die wollte bloß so schnell wie möglich zu ihrem Single-Dings.«

Tyler zuckte nur die Achseln. Über vieles beschwerte sich Lucinda ja zu Recht, aber was konnte man daran ändern? Als Kind war das Leben zum Kotzen. Die Erwachsenen machten einfach, was sie wollten, und behaupteten auch noch, es wäre zu deinem Besten. Man konnte sich darüber grün und blau ärgern, oder man konnte sich mit spannenderen Sachen beschäftigen. Er griff in die Tasche nach seinem GameBoss, da stockte er.

Er hörte das eigentümliche Geräusch schon eine Weile, ein Trappelditrapp, das ihn an irgendetwas im Fernsehen erinnerte. Western, alte Western, wie er sie anschauen musste, wenn sie am Wochenende ihren Vater besuchten, weil der glaubte, Tyler würde die auch gern sehen. Tat er nicht, doch es hatte keinen Zweck, darauf hinzuweisen, denn wenn er sagte, dass er die Filme nicht sehen wollte, würde Papa bloß mit ihm in den Park gehen oder sonst wohin, rauchend in der Gegend herumstehen und Tyler dabei zusehen, wie er aus reiner Gefälligkeit am Klettergerüst turnte, als ob er ein kleiner Junge wäre. Oder sie würden, schlimmer noch, zusammen essen gehen, und Papa würde so tun, als ob es ihn brennend interessierte, wer Tylers Freunde waren, und ihn mit Fragen danach traktieren, was er in der Schule lernte.

Nichts als Theater.

Trappelditrapp.

»Da draußen ist ein Pferd«, sagte Tyler.

»Was?« Lucinda blickte sich gereizt in dem winzigen Bahnhof um, als ob Onkel Gideon, der Mann mit den feuerspeienden Kühen, plötzlich aus dem